

Erkundungen in der Kontaktzone – zur konstitutiven Konflikthaftigkeit von Museen und Ausstellungsinstitutionen

Thomas Sieber

Museen, Ausstellungsinstitutionen und Ausstellungen sind Kontaktzonen, sollen Kontaktzonen sein, müssen Kontaktzonen werden. Es gibt wohl kaum eine Metapher, die in den letzten zwei Jahrzehnten eine erfolgreichere Karriere in museumswissenschaftlichen, kuratorischen und kulturpädagogischen Diskursen hingelegt hat, als dieses Bild eines Raumes des Austauschs und Dialogs, der Begegnung und Interaktion, der Partizipation und Kollaboration. In den museumswissenschaftlichen Diskurs eingeführt hat den Begriff James Clifford mit seinem 1997 publizierten Aufsatz »Museums as Contact Zones«.¹ Er bezieht sich dabei auf die US-amerikanische Sprach- und Literaturwissenschaftlerin Mary Louise Pratt, die den Begriff der Kontaktzone in zwei Texten aus den frühen 1990er-Jahren in den wissenschaftlichen Diskurs eingebracht hat.²

Von der Kontaktzone reden

Doch bevor ich näher auf den Ursprung des Konzepts eingehe, möchte ich einen summarischen und zugleich impressionistischen Blick auf die inflationär anmutende Rede von Museen als Kontaktzonen werfen. Am 10.

1 James Clifford: Museums as Contact Zones. Als Historiker hat er sich mit der Geschichte der Ethnologie beschäftigt und mit dem Konzept der »Writing Culture« zu deren Erneuerung beigetragen: Vgl. dazu in Bezug auf Museen, Ausstellungen und die Krise der Repräsentation Baur: Repräsentation u. Kravagna: Konserven des Kolonialismus.

2 Mary Louise Pratt: The Arts of the Contact Zone u. dies.: Imperial Eyes.

März 2023 ergab die Google-Scholar-Suche nach den Begriffen »contact zone museum« 1.530.000 Treffer und jene nach »museums as contact zones« immer noch 238.000 Ergebnisse.³ Nun sollen diese Zahlen nicht überschätzt werden, doch vermitteln sie gleichwohl einen Eindruck der Resonanz und der Anschlussfähigkeit des Konzepts, das zu einem Leitbegriff in der museumswissenschaftlichen Debatte um eine konzeptionelle Erneuerung und Erweiterung des Museums im Zeichen von Konsultation, Partizipation und Kollaboration geworden ist. Maßgeblich zur Resonanz des Konzepts im europäischen und insbesondere im deutschsprachigen Raum hat der Umstand beigetragen, dass dieses in den vergangenen zehn Jahren nicht nur in den Museum Studies, sondern auch im Diskurs über die Vermittlungsarbeit oder die sogenannte Kundenorientierung von Museen zu einem wichtigen Leitbegriff mit Transferpotenzial geworden ist. Ich will dies mit einigen Beispielen illustrieren: In einer führenden museumspädagogischen Zeitschrift war 2013 im Zusammenhang mit einem Vermittlungskonzept für das Deutsche Historische Museum in Berlin von »Kontaktzonen« die Rede, die »um ausgewählte Exponate [...] geschaffen (werden)« und Kindern ein »räumliches und körperliches Entdecken ermöglichen« sollen.⁴ Oder: In einem 2018 erschienenen Beitrag auf der für die kulturelle Bildung im deutschsprachigen Raum wohl wichtigsten Wissensplattform wird »das Kindermuseum als ›contact zone‹ gefeiert, als ein ›Setting‹, in dem ›(sich) Kinder wie Erwachsene [...] als gleichberechtigte Bedeutungs-Erzeuger*innen (begegnen)‹, denn: ›Partizipation ist immer – für alle – ein Gewinn.‹⁵ Oder: Die Museumsakademie am Universalmuseum Joanneum in Graz veranstaltete 2019 eine Tagung mit dem Titel »Museumsaufsicht innovativ? Konzepte für die Kontaktzone«, die danach fragte, über »welche Kompetenzen ein zeitgenössisches Museum, das offen und publikumsfreundlich sein will«, verfügen sollte.⁶

3 Vgl. zur Einordnung dieses Ergebnisses: Die Google-Scholar-Suche nach dem durch Tony Bennett geprägten Begriff »exhibitionary complex« führte am gleichen Tag zu 25.300 Ergebnissen, die Suche nach »The Exhibitionary Complex« – dem Titel des vielfach nachgedruckten Aufsatzes aus dem Jahr 1988 – noch zu 7310 Treffern.

4 Anja Bellmann et al.: Frühe Sachbildung im Museum, S. 34.

5 Eva von Schirach/Uta Rinklebe: Kindermuseen als Museen der Subjekte.

6 Museumsakademie Universalmuseum Joanneum Graz: Jahresprogramm 2019, S. 12, unter: https://www.museum-joanneum.at/fileadmin//user_upload/Museumsakademie/Veranstaltungen/2019/Jahresprogramm_Museumsakademie_2019.pdf (10.03.2023).

Der inflationäre, zuweilen gar beliebig anmutende Gebrauch dieses Konzepts in museumsbezogenen Diskursfeldern ließe sich mit weiteren Beispielen illustrieren. Doch: Welche Kernbedeutung lässt sich im museumswissenschaftlichen Diskurs mit Fokus auf den deutschsprachigen Raum identifizieren? In dem 2016 erschienenen »Handbuch Museum« wird der Begriff als Antwort auf die sogenannte »Krise der Repräsentation« eingeführt: »James Clifford schlug 1997 vor, Museen und ihre Sammlungen als ›Contact Zones‹ zu verstehen, als Orte, an denen sich verschiedene Gruppen – etwa Museumsfachleute und Indigene – begegnen können, um über die Bedeutung der Dinge neu und gleichberechtigt zu verhandeln«.⁷ Auf dieser Basis lassen sich die konstitutiven Bedeutungselemente wie folgt zusammenfassen: Wir haben es erstens zu tun mit einem Begegnungsort für unterschiedliche soziale Gruppen, zweitens mit einem Verhandlungsräum über die Bedeutung der Dinge und drittens mit einem sozialen und diskursiven Raum, in dem sich Akteur:innen gleichberechtigt begegnen und Dinge *neu* verhandeln können. Aus einer kritischeren und näher am Vermittlungsdiskurs zu verortenden Perspektive wird das Konzept im 2013 erschienenen »Handbuch Ausstellungstheorie und -praxis« in der für ein »Kritisches Glossar« gebotenen Kürze eingeführt: Das Konzept verstehe »Museen als Orte des Aufeinandertreffens«, die »zu Verhandlungsräumen für unterschiedliche Wissensarten werden sollen«.⁸ In Erweiterung der bereits beschriebenen Bedeutungselemente wird hier nun betont, dass diese geteilten Zonen immer Formen von Beziehungen erzeugten, »die innerhalb [...] von Machtverhältnissen stattfinden« und folglich als mehr oder weniger konfliktuell zu verstehen seien.

Zum Ursprung des Konzepts

Bereits diese erste Begriffsklärung lässt die vielfältige Bedeutungs- und Rezeptionsgeschichte des Konzepts erahnen. Die Ursprünge des Konzepts der »contact zone« gehen wie bereits erwähnt auf die Sprach- und Literaturwissenschaftlerin Mary Louise Pratt zurück, die den Begriff 1990 im Hauptvortrag der Jahreskonferenz der Modern Language Association of America (MLA) in Pittsburgh zum ersten Mal verwendet. Sie bezeichnet damit »social spaces where cultures meet, clash, and grapple with each other, often in contexts of

7 Thomas Thiemeyer: Das Museum als Wissens- und Repräsentationsraum, S. 20.

8 Nora Sternfeld: Contact Zone, S. 151.

highly asymmetrical relations of power, such as colonialism, slavery, or their aftermaths as they are lived out in many parts of the world today«.⁹ In ihrem Beitrag grenzt sich Pratt von homogenisierenden und zentralistischen Konzepten von Gemeinschaften im Allgemeinen und Sprachgemeinschaften im Besonderen ab, die in Zeiten einer fortgeschrittenen Migrantisierung und Hybridisierung keine angemessene Beschreibung erlaubten. Für den vorliegenden Zusammenhang wichtiger ist der Umstand, dass sich Pratt bei der Konzeption der Kontaktzone sowohl auf ihre Erfahrungen als Mutter schulpflichtiger Kinder als auch als Professorin an der Stanford University bezieht und ein Seminar wie folgt beschreibt: »The classroom functioned not like a homogeneous community or a horizontal alliance but like a contact zone. Every single text we read stood in specific historical relationships to the students in the class, but the range and variety of historical relationships in play were enormous.«¹⁰ In ihrer Argumentation bezieht sie sich in erster Linie auf Bildungskontexte, auf Schulen und Universitäten, auf Prozesse des Lernens und Lehrens und hebt die Heterogenität, Diversität und Vielstimmigkeit von Gruppen und Geschichten, Subjekten und Objekten hervor.

Diesen Kontext verlässt Pratt in ihrem 1992 erschienenen Buch »Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturation« und erweitert das Konzept, indem sie es auf die geografischen, sozialen und diskursiven Räume anwendet, die in und an den Grenzen kolonialer Herrschaft entstehen.¹¹ Auf der Basis ihrer Untersuchung kolonialer Reiseliteratur definiert sie die Kontaktzone nun als »space of imperial encounters«, als einen Raum also, in dem »peoples geographically and historically separated come into contact with each other and establish ongoing relations, usually involving conditions of coercion, radical inequality, and intractable conflict«.¹² Mit dem Begriff der Zone – den sie hier anstelle der kolonialen »frontier« benutzt, die immer eine Außengrenze aus der Sicht der Metropole markiert – kritisiert sie eine auch in wissenschaftlichen Diskursen dominierende zentralistische Perspektive. Zudem entwirft sie einen Raum, der zwar von Ungleichheit und Gewalt bestimmt bleibt, der aber auch Interaktion, Austausch und Beziehungen zwischen unterschiedlich

⁹ Publiziert wird der Vortrag im Folgejahr in der von der MLA herausgegebenen Zeitschrift: Mary Louise Pratt: *The Arts of the Contact Zone*, S. 34.

¹⁰ Mary Louise Pratt: *The Arts of the Contact Zone*, S. 39.

¹¹ Mary Louise Pratt: *Imperial Eyes*, S. 1–11.

¹² Mary Louise Pratt: *Imperial Eyes*, S. 6.

positionierten Gruppen und Subjekten erlaubt, die produktiv und widerständig zugleich sein können. Gleichwohl müssen diese Kontaktzonen als machtdurchzogene Räume gedacht werden, die von einer dominanten Kultur gleichsam zur Verfügung gestellt würden »for certain kinds of cultural exchange, negotiations and transactions necessary to the maintenance of the imperialistic program«.¹³

In der Folge ist es James Cliffords bereits erwähnter Aufsatz, der die Erfolgsgeschichte des Konzepts einleitet. Ausgehend vom Beispiel eines Konsultationsprozesses zu indigenen Sammlungsobjekten am Portland Art Museum betont er das eigensinnige, widerständige Handeln indiger Source Communities, die nicht einfach das museale Begehr nach Informationen erfüllen, sondern den Museumsraum mit kaum einzuordnenden Geschichten und kaum verwertbaren Handlungen bespielen und damit letztlich eine Neudefinition der Beziehungen zwischen den beteiligten Akteur:innen einfordern. In diesem Zusammenhang bezieht sich Clifford auf Pratts Konzeption der Kontaktzone als kolonialen Grenz- und Austauschraum und verlagert diesen von der kolonialen Peripherie zurück ins metropolitane Zentrum, wo Museen und verwandte Sammlungsinstitutionen eine zentralistische Ordnung (re)produzieren: »The organizing structure [...] functions like Pratt's frontier. A center and a periphery are assumed: the center a point of gathering, the periphery an area of discovery.«¹⁴ Verstehe man Museen aber als »contact zones«, so eröffneten ihre Sammlungen und Ausstellungen »an ongoing historical, political, moral relationship — a power-charged set of exchanges, of push and pull«.¹⁵

Wie schon Pratt betont auch Clifford die von Macht und Ungleichheit geprägte Qualität der Beziehungen in musealen Kontaktzonen: Letztere sind kein Raum der Gleichheit, sondern waren, sind und bleiben Räume der Auseinandersetzung mit Geschichte und Gegenwart von Herrschaft und Hierarchie, von Widerstand und Mobilisierung. Gleichwohl können sich Museen als Kontaktzonen »alternativen Perspektiven, Interpretationen und politischen Ansprüchen« öffnen – und im besten Falle »ergebnisoffene, verbindliche und wechselseitige Beziehungen mit denen ein(gehen), die sie repräsentieren, [...] ohne [...] die Asymmetrien von Ressourcen und gesellschaftlicher Macht zu überspielen«.¹⁶ Hier klingt bereits jene appellative Dimension in der Rede

13 Robin Boast: Neocolonial Collaboration, S. 57.

14 James Clifford: Museums as Contact Zones, S. 192 f.

15 James Clifford: Museums as Contact Zones, S. 192.

16 Joachim Baur: Was ist ein Museum?, S. 41 f.

von der Kontaktzone an, die für das Verständnis der breiten Rezeption des Konzepts seit den 200er-Jahren wichtig ist. Sie ist bei Clifford angelegt, der das Konzept der Kontaktzone nicht nur als deskriptiven, analytischen Zugang darstellt, sondern ihm auch eine präskriptive Dimension zuspricht. Besonders deutlich wird dieser Aspekt am Ende seines Beitrags, wo er über die unterschiedlichen Ansprüche an Museen »in multicultural and multiracial societies« nachdenkt, »their mission as contact work« versteht und fordert, dass diese nun endlich beginnen mögen, »to grapple with the real difficulties of dialogue, alliance, inequality, and translation«.¹⁷ Es ist diese Dimension, welche die ethisch-normative und emphatische Rezeption des Konzepts maßgeblich stimuliert und nachhaltig geprägt hat.

Rezeptionsgeschichte als Verklärung

In Cliffords Aufzählung der Herausforderungen, denen sich ein Museum als Kontaktzone stellen muss, sind »the real difficulties of dialogue« eine unter mehreren. Gleichwohl ist es der Begriff des Dialogs, der in der Rezeptionsgeschichte des Konzepts zentral erscheint. Dass dieser Begriff – stärker noch als dies bei der Kontaktzone der Fall ist – eine große alltagssprachliche Anschlussfähigkeit und metaphorische Unbestimmtheit aufweist, trägt maßgeblich zu seiner diskursiven Proliferation bei. Die Vorstellung eines Museums, das sich als dialogischer Raum, Ort des Austauschs und der Vermittlung entwirft, ist nicht nur weit entfernt von der traditionellen Vorstellung des Museums als Musentempel oder Schatzkammer. Sie lässt sich auch als Erweiterung der Konzeption des Museums als Ort der Instruktion von Wissen und Verhalten im Rahmen einer gouvernementalen Agenda verstehen, wie sie in Anschluss an Tony Bennetts Standardwerk »The Birth of the Museum« (1995) für die sogenannte New Museology wegweisend geworden ist.¹⁸

In dieser Tradition argumentiert etwa Andrea Witcomb gegen eine allzu zentralistische Lesart des Museums und seiner Kollaborationen mit Communities.¹⁹ Sie betont einerseits den Spielraum für ein eigensinniges, widerständiges und zuweilen auch erfolgreiches Handeln im Rahmen musealer Kollaborationen mit sozialen Gruppen, andererseits versteht sie die Institution selbst als

17 James Clifford: Museums as Contact Zones, S. 213.

18 Tony Bennett: The Birth of the Museum.

19 Andrea Witcomb: ›A Place for All of Us?‹

Community: Damit geraten unterschiedliche Interessenslagen und mögliche Konfliktlinien in deren Innern in den Blick.²⁰ Zudem kann gefragt werden, wie sich die Positionen innerhalb der Institution, wie sich deren Profil, Programm und Ansprechgruppen im Rahmen kollaborativer Prozesse verändern können. Witcomb bezeichnet die mit Bennett und Clifford markierten Zugänge als »the governmental and the dialogic perspectives« und plädiert für deren Zusammenführung: Damit werde es möglich, »to create a role for museums which focuses on their ability to translate between different groups without seeing this process as merely one of facilitation«.²¹ Zu der mit Witcomb skizzierten Erweiterung der Konzeption eines Museums im Zeichen der sozialen Inklusion, gemeinschaftlichen Kollaboration und gesellschaftlichen Partizipation sind in den vergangenen zwei Jahrzehnten eine Vielzahl von Beiträgen erschienen, die sich in der Tradition der Neuen Museologie verorten lassen und sich auf das Konzept der Kontaktzone beziehen.²² So unterstreicht etwa Anja Piontek die nicht zu überwindende »ungleiche Wechselseitigkeit« der in der Kontaktzone stattfindenden Austauschprozesse im Zeichen von Kollaboration und Partizipation.²³ Gleichwohl betont auch sie deren »Potenzial [...] als Orte des Dialogs und der Verständigung« und stellt eine Verbindung zum Konzept des »Third Space« her.²⁴ Da der Bezug auf dieses zwischen »Schlagwort und Leitbegriff« oszillierende Konzept aber nicht nur hier in oberflächlicher Weise geschieht, trägt dieser wenig zu einer reflektierten machtkritischen Lesart der Kontaktzone bei.²⁵ Wie anschlussfähig die beiden Konzepte sind, zeigt sich auch bei Léontine Meijer-van Mensch.²⁶ In ihrem Engagement für eine Erneuerung des Museums in Theorie und Praxis entwirft sie ein diskursives Netz von Begriffen, in dessen Zentrum die Idee eines »Socially Purposeful Museum« steht: Diese sei »so etwas wie Contact Zone, Third Space oder Heterotopie« und letztlich

20 Vgl. dazu die Beiträge von Anna Greve u. Ismahan Wayah in diesem Band.

21 Andrea Witcomb: »A Place for All of Us?«, S. 154.

22 Vgl. stellvertretend für den deutschsprachigen Raum: Susanne Gesser et al. (Hg.): Das partizipative Museum; Anja Piontek: Museum und Partizipation; Susanne Gesser/Nina Gorgus/Angela Jannelli (Hg.): Das subjektive Museum.

23 Anja Piontek: Museum und Partizipation, S. 134.

24 Anja Piontek: Museum und Partizipation, S. 135.

25 Vgl. zum doppelten Ursprung des Konzepts: Katharina Hoins: Das Museum als Dritter Ort.

26 Vgl. neben ihrem Beitrag im vorliegenden Band Léontine Meijer-van Mensch: Von Zielgruppen zu Communities u. dies.: Das Konzept des »Socially Purposeful Museum«.

Ausdruck eines »dialogische[n] Museumskonzept[s]«.²⁷ Doch auch hier bleibt die Gefahr bestehen, dass Fragen nach der asymmetrischen Position der am Prozess beteiligten Akteur:innen, nach der ungleichen Verteilung von Ressourcen und Macht und nach den damit verbundenen Konflikten unsichtbar bleiben.

Mit Blick auf die jüngere Rezeptionsgeschichte des Konzepts der Kontaktzone lässt sich zusammenfassend festhalten, dass das damit verbundene Bild der Vermittlungs- und Austauschprozesse zwischen Museen und Communitys oft etwas unterkomplex, widerspruchsfrei und konfliktlos bleibt. Robin Boast hat in diesem Zusammenhang denn auch festgestellt, dass ein »partial and rosy portrait of the contact zone« dominiere und die dort existierenden Macht- und Ungleichheitsverhältnisse kaum wahrgenommen, ja gar unsichtbar gemacht würden.²⁸ Zu einem ähnlichen Befund mit Fokus auf den deutschsprachigen Diskurs kommen Autor:innen wie Christian Kravagna, der die These vertritt, dass »die Museen [...] Begriff und Idee der ›Kontaktzone‹ als bloße Phrase übernommen und die mit dem Konzept ursprünglich verbundenen Konflikte und Machtasymmetrien wie lästige Flecken rausgewaschen« hätten.²⁹ Dieses Defizit, das sich sowohl bei Beiträgen mit einem museumswissenschaftlichen als auch bei solchen mit einem Fokus auf museale Bildungs- und Vermittlungsprozesse konstatieren lässt, möchte ich als Ausdruck einer metaphorischen Verharmlosung verstehen, die durch die Verstärkung seiner ethisch-normativen Dimension und seiner emphatischen Aufladung begünstigt worden ist. Begünstigt durch den Umstand, dass kaum mehr auf den ersten Aufsatz von Pratt Bezug genommen wird, droht zudem in Vergessenheit zu geraten, dass das Konzept in einem engen Bezug zum Bildungskontext und zu einer Praxis des Lernens und Lehrens im Zeichen der Heterogenität, Diversität und Vielstimmigkeit der beteiligten Akteur:innen und der repräsentierten Geschichten entstanden ist. Dass diese pädagogische Dimension des Konzepts im museumswissenschaftlichen Diskurs marginalisiert worden ist und dies bis heute kaum beachtet wird, überrascht weniger als der Umstand, dass sie auch im museums- und kulturpädagogischen Diskurs nur punktuell rezipiert und reflektiert worden ist.

²⁷ Léontine Meijer-van Mensch: Das Konzept des ›Socially Purposeful Museum‹, S. 30 f.

²⁸ Robin Boast: Neocolonial Collaboration, S. 56.

²⁹ Christian Kravagna: Vom ethnologischen Museum zum unmöglichen Kolonialmuseum, S. 97.

Für eine Politisierung und Pädagogisierung der Kontaktzone

Vor dem Hintergrund der skizzierten Rezeptionsgeschichte und ihrer Verluste stellt sich die Frage, wie der Verklärung der Kontaktzone begegnet und ihre Konflikthaftigkeit anerkannt und produktiv gemacht werden kann.

Die Kontaktzone ist von Pratt und Clifford in ihrer doppelten Bedeutung als Raum ungleicher Machtverhältnisse und als Raum von (Ver-)Handlungsmacht konzipiert worden. Begegnungen unter ungleichen Machtverhältnissen bergen auch in Museen großes Konfliktpotenzial. Auch ohne Bezug zu aktuellen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen existiert dieses durch die in der Institution gleichsam sedimentierten Konflikte, die in ihre Sammlungen, Ausstellungen, Vermittlungsangebote und Organisationsstrukturen eingeschrieben sind. Zur Frage, wie sich gesellschaftliche Auseinandersetzungen als Prozesse des Ringens um Deutungsmacht in Institutionen des »exhibitionary complex« niedergeschlagen haben und wirksamäßig geblieben sind, liegen verschiedene Beiträge vor, die auf die von Chantal Mouffe vorgelegte Hegemonie- und Demokratietheorie referieren.³⁰ Das von ihr in diesem Rahmen entworfene agonistische Konfliktmodell betont nicht nur, wie wichtig es ist, bestehende Konflikte anzuerkennen, statt sie zu verklären, zu verdrängen oder zu harmonisieren, es hilft auch, die Stellung des Konflikts im Konzept der Kontaktzone auf einer grundsätzlichen Ebene zu präzisieren.³¹

Mouffes Demokratietheorie geht davon aus, dass Gesellschaften immer von Antagonismen durchzogen sind: von Gegensätzen und Widersprüchen, Wir-Ihr-Unterscheidungen und Konflikten, die nicht nur omnipräsent erscheinen, sondern letztlich auch nie vollständig auflösbar sind. So notwendig diese für das Feld der Politik sind, so problematisch können sie für die Gemeinschaftsbildung wirken: »als Freund_in/Feind_in-Dichotomien (verunmöglichen) diese jede Gemeinschaft«.³² Deshalb müssen diese Antagonismen im Hinblick auf ein mögliches Zusammenleben und eine mögliche Verhandlungsfähigkeit gleichsam domestiziert werden. Für diese Form des sublimierten Antagonismus führt Mouffe den Begriff des Agonismus ein. Auch dieses agonistische Gesellschafts- und Konfliktmodell muss einen

³⁰ Vgl. Nora Sternfeld: Das radikaldemokratische Museum u. Oliver Marchart: Hegemonie im Kunstmuseum. Siehe a. den Beitrag von Sönke Gau im vorliegenden Band.

³¹ Chantal Mouffe: Agonistik u. dies.: Über das Politische.

³² Beatrice Jaschke/Nora Sternfeld: Zwischen/Räume der Partizipation, S. 177.

letzten gemeinsamen Nenner voraussetzen, den Mouffe als »konfliktuellen Konsens« oder »konflikthaften Konsens« bezeichnet.³³ In dieser Figur enthalten ist zum einen die wechselseitige Anerkennung der Gegner:innen oder, in Mouffes Worten, der »Opponenten als ‚legitimen Feinden‘«.³⁴ Zum anderen die Anerkennung eines gemeinsamen symbolischen Raums für die Austragung von Konflikten, von demokratisch legitimierten Institutionen als deren Verhandlungsorte. Aus dieser demokratietheoretischen Perspektive lässt sich die Idee der Kontaktzone mit Beatrice Jaschke und Nora Sternfeld als gemeinsamer symbolischer Raum der Verhandlung verstehen, »der grundlegend auf Konflikt – aber eben auf domestiziertem Konflikt – basiert und von konkreten, durchsetzungsfähigen, aber nicht unveränderlichen Machtverhältnissen durchzogen ist«.³⁵ Dieses Verständnis einer politisierten Kontakt- und Konfliktzone schließt an das von Clifford betonte Verständnis von Museen an, die nur als »decentered and traversed by cultural and political negotiations« zu verstehen seien.³⁶ Vor diesem Hintergrund lässt sich die mit Mouffe erweiterte Lesart der Kontaktzone auch als ihre Re-Politisierung verstehen.

In dieser zwischen einer Makroebene der Systeme und Diskurse und einer Mesoebene der Institutionen angesiedelten Perspektive geraten die in den Kontaktzonen handelnden Akteur:innen allerdings kaum in den Blick. Anders ist dies beim zweiten Zugang, mit dem der Verklärung der Kontaktzone begegnet werden soll: Mit einer Perspektive an der Schnittstelle zwischen Pädagogik und postkolonialer Theorie werden die dortigen Austauschprozesse als Bildungsprozesse verstanden und deren Konflikthaftigkeit als Potenzial anerkannt.³⁷ In jüngerer Zeit sind Studien zu den Herausforderungen einer »Bildung in agonistischen Kontaktzonen« mit Fokus auf ethnologische Museen erschienen.³⁸ In Nora Landkammers Untersuchung gegenwärtiger Diskurse und Praxisformen der Zusammenarbeit von Museen und Communitys werden die beiden Traditionen kollaborativer Museumsarbeit – der Diskurs der kollaborativen Museologie und jener der kritischen Vermittlung – analysiert, mehrere

33 Chantal Mouffe: Über das Politische, S. 70 u. dies.: Agonistik, S. 200.

34 Chantal Mouffe: Über das Politische, S. 70.

35 Beatrice Jaschke/Nora Sternfeld: Zwischen/Räume der Partizipation, S. 177.

36 James Clifford: Museums as Contact Zones, S. 212 f.

37 Vgl. dazu grundlegend Nora Sternfeld: Kontaktzonen der Geschichtsvermittlung u. aus historischer Perspektive Carmen Mörsch: Contact Zone (Un)realized.

38 Nora Sternfeld: Kontaktzonen der Geschichtsvermittlung, S. 61.

»Konfliktfelder« identifiziert und »für eine wechselseitige Befragung der Diskurse und eine konfliktoffene Zusammenarbeit« argumentiert.³⁹ Die Diskussion über die konstitutive Konflikthaftigkeit von Bildungsprozessen betrifft Museen und Ausstellungsinstitutionen in besonderer Weise: Seit der Moderne sind sie als zentrale Einrichtungen der Wissensproduktion und als »pädagogische Institutionen« tief in die Produktion und Reproduktion epistemischer Gewalt verwickelt.⁴⁰ Damit ist jene »Gewalt gemeint, die im eurozentrischen Wissen selbst, in seinem Zustandekommen, seiner Ausformung und seiner Art zu wirken liegt«.⁴¹ In diesem Zusammenhang hat Gayatri Spivak auch von der Notwendigkeit eines Verlernens gesprochen und damit ein zentrales Konzept der Theoriebildung an der Schnittstelle pädagogischer und postkolonialer Diskurse begründet.⁴² Mit Bezug auf Autor:innen wie Maria do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan bezeichnet Landkammer das Konzept des Verlernens als ein zentrales Element einer dekolonisierenden Pädagogik, die mit der kritischen Auseinandersetzung mit dem vorhandenen Wissen beginnt – mit jenem Wissen also, das Kurator:innen, Vermittler:innen und Adressat:innen von Vermittlungsprojekten in der Regel wie selbstverständlich teilen.⁴³ Verlernen bedeutet hier zuallererst Verlernen in Bezug auf die eigene Position, die eigenen Privilegien, das eigene Wissen und die eigene Ignoranz: »Wie sind wir zu denen geworden, die wir jetzt zu sein glauben? Welchen Platz besetzen wir in der Welt? Und auf wessen Kosten?«⁴⁴ Das Konzept des Verlernens lässt sich auf verschiedene Entitäten beziehen, an dieser Stelle geht es in erster Linie um jene Subjekte, die in Austausch- und Bildungsprozessen in musealen Kontaktzonen interagieren:⁴⁵ Als historisch gewordene Subjekte in distinktiven sozialen Positionen sind diese mit unterschiedlicher Handlungsmacht ausgestattet. Ein Aspekt, der im Zusammenhang mit differenten Subjektpositionen und ihrer jeweiligen Ausstattung mit Ressourcen wenig beachtet wird, gerät mit der von Castro Varela vorgeschlagenen »Verletzlichkeitsperspekti-

39 Vgl. Nora Landkammer: Das Museum verlernen?, v. a. S. 235 ff., hier S. 286.

40 Oliver Marchart: Die Institution spricht, S. 34.

41 Carmen Mörsch/Peggy Piesche: Warum Diskriminierungskritik im Museum.

42 Spivaks berühmter Satz aus dem Jahr 1996 lautet: »Unlearning one's privilege by considering it as one's loss constitutes a double recognition.« Vollständig zitiert ist die Passage etwa bei Nora Landkammer: Das Museum verlernen?, S. 158.

43 Vgl. Nora Landkammer: Das Museum verlernen?, S. 140–166 u. 227–235.

44 Maria do Mar Castro Varela/Nikita Dhawan: Breaking the Rules, S. 347.

45 Vgl. dazu den Beitrag von Binna Choi in diesem Band.

ve« in den Blick.⁴⁶ Diese geht davon aus, dass die mit der jeweiligen Position verbundene »Verletzungsgewalt« proportional zu deren Ausstattung mit Privilegien zunimmt. Zudem lassen sich mit dieser Perspektive auch jene Risiken beleuchten, die verletzlich machen, und jene Ressourcen beachten, die gegen solche Risiken schützen. Damit gelingt es, sowohl die Verletzungsgewalt involvierter Subjektpositionen zu reflektieren als auch die Verletzlichkeit beteiligter Subjekte zu beachten.

Die affektive Dimension der Kontaktzone beleuchten ausgehend von Beispielen aus der Vermittlungsarbeit zu umstrittenem Kulturerbe auch Nora Landkammer und Karin Schneider. Sie konzipieren diese Bildungsprozesse in doppelter Weise als »conflict learning« – »both learning about conflict and being itself a situation in conflict« – und unterscheiden mehrere »conceptual tools«, mit denen manifest werdende oder latent wirkende Konflikte identifiziert und reflektiert werden können.⁴⁷ In dem als »working through« bezeichneten Ansatz geht es um ein »learning through crises and mourning«, das jene potenziellen Konflikte adressiert, die verborgen bleiben (sollen).⁴⁸ Mit Bezug auf psychoanalytisch inspirierte Bildungstheorien argumentieren die Autorinnen für Räume, in denen ähnlich der Trauerarbeit problematisches Wissen bearbeitet und neues erarbeitet werden kann – ohne dass jemals sicher sein könnte, dass das, was eben dekonstruiert worden ist, nicht wiederkehrt bzw. wirksam bleibt. Diese Ambiguität, Offenheit und Konflikthaftigkeit müssen als charakteristische Merkmale von Lernprozessen in der als agonistischer Bildungsraum konzipierten Kontaktzone gelten.

Diese zwischen Mikro- und Mesoebene angesiedelte pädagogische Perspektive auf Subjekte und Situationen in der Kontaktzone unterstreicht nicht nur ihre Konflikthaftigkeit, sondern gibt auch Hinweise auf Formen der Bearbeitung. Ähnlich wie bei der Politisierung der Kontaktzone ließe sich hier von einer Re-Pädagogisierung des Konzepts sprechen, ist doch die skizzierte pädagogisch-postkoloniale Erweiterung des Konzepts schon bei Mary Louise Pratt angelegt. In ihrem bereits zitierten Vortrag hat sie das Lehren und Lernen in der »Contact Zone« am Beispiel eines Seminars mit einer in vielerlei Hinsicht diversen Zusammensetzung geschildert: »Virtually every student was having the experience of seeing the world described with him or her in it.

⁴⁶ Vgl. Maria do Mar Castro Varela: Unzeitgemäße Utopien, v. a. S. 261 ff. u. dies.: Interkulturelle Vielfalt.

⁴⁷ Nora Landkammer/Karin Schneider: Conflict Learning, S. 213–223, hier S. 216.

⁴⁸ Nora Landkammer/Karin Schneider: Conflict Learning, S. 223.

Along with rage, incomprehension, and pain there were exhilarating moments of wonder and revelation, mutual understanding, and new wisdom – the joys of the contact zone. The sufferings and revelations were, at different moments to be sure, experienced by every student. No one was excluded, and no one was safe.«⁴⁹

Dieses Zitat illustriert nicht nur eindrücklich, welche intellektuellen und affektiven Herausforderungen die Kontaktzone als konfliktueller Bildungsraum bereithält, es lenkt den Blick auch auf einen Zustand, der in den vergangenen Jahren als Unbehagen im und mit dem Museum diskutiert worden ist.⁵⁰ Dieses Unbehagen sollte nicht nur Anlass für dessen Transformation sein, es wird diese auch begleiten. Beide Zugänge, mit denen der Verklärung der Kontaktzone begegnet und ihre Konflikthaftigkeit produktiv gemacht worden ist, fordern eine Institution heraus, die sich in Bezug auf Profil, Programme, Personal und Publika transformieren muss. Insbesondere die in Anschluss an Mary Louise Pratt skizzierte Perspektive macht deutlich, dass es dabei nicht nur um die Erweiterung von Selbstverständnis, Angebot und Adressat:innen gehen kann, sondern in erster Linie um den Aufbau neuer Expertisen, die Entwicklung neuer Stellenprofile und die damit zusammenhängende Verlagerung institutioneller Ressourcen gehen muss.⁵¹ Und hier ließe sich nun zum letzten Mal an Pratt anschließen: Zentrales Element dieses Wandels müsste »a systematic approach to the all-important concept of cultural mediation« sein.⁵² Damit das Unbehagen nicht nur bleibt, sondern anerkannt und bearbeitet wird – und Folgen haben kann.

49 Mary Louise Pratt: *The Arts of the Contact Zone*, S. 39.

50 Belinda Kazeem-Kamiński et al. (Hg.): *Das Unbehagen im Museum*.

51 In diesem Zusammenhang wichtig sind Überlegungen zu einer diskriminierungskritischen Arbeit in Kulturinstitutionen: vgl. Carmen Mörsch/Peggy Piesche: Warum Diskriminierungskritik im Museum u. das von Mörsch erarbeitete Lehr- und Lernmaterial für eine diskriminierungskritische Praxis an der Schnittstelle Bildung/Kunst, unter: <https://diskrit-kubi.net/> (13.05.2023)

52 Mary Louise Pratt: *The Arts of the Contact Zone*, S. 40.

